ZWINGEN

Eine Stiftung soll das Schloss Zwingen in die Zukunft führen

Eine Stiftung soll das Schloss Zwingen langfristig erhalten und weiterentwickeln. Sie soll Fördergelder beschaffen, Projekte koordinieren und die Gemeinde finanziell entlasten. Ende Jahr soll die Bevölkerung über die Gründung abstimmen.

Gaby Walther

Alte Schlossansicht: Der Schlossverein Zwingen möchte die Bedeutung des Wasserschlosses durch eine Stiftung noch stärker hervorheben. FOTO: ARCHÄOLOGIE BASELLAND/JOE ROHRER IM AUFTRAG VON SCHLOSSVEREIN ZWINGEN

Ein Schloss ist teuer. Erhalt, Unterhalt und bestenfalls noch die Bewirtschaftung kosten Geld – viel Geld. Dessen ist sich auch die Gemeinde Zwingen bewusst. Fürs kommende Budget sind insgesamt 77 000 Franken Unterhaltsarbeiten am Schlossareal eingeplant. Davon entfallen 55 000 Franken auf das Ökonomiegebäude an der Schlossgasse 7, 11 000 Franken auf die Holzbrücke und 11 000 Franken auf die Kapelle an der Schlossgasse 2. «Damit können wir notwendige Unterhaltsarbeiten ausführen. Würden wir jedoch beispielsweise die sanierungsbedürftige Schlossmauer umfassend in Angriff nehmen, würden wir finanziell an unsere Grenzen stossen», erklärt Gemeinderat Michel Ellenberger.

Ellenberger ist als Stellvertreter der Gemeinde im Vorstand des Schlossvereins Zwingen. Der 1974 gegründete Verein hat zum Ziel, die Kultur rund um das Schloss zu fördern und die Gemeinde Zwingen zu unterstützen, damit das Kulturgut der Schlossanlage so lebendig wie möglich erhalten bleibt. «Der Verein hat jedoch keine Entscheidungskompetenz und keine finanziellen Mittel, um das Schloss langfristig zu erhalten. Aus diesem Grund entstand die Idee, eine Stiftung zu gründen», erzählt Vorstandsmitglied Marc Jermann. Vor vier Jahren ging der Schlossverein in der Region auf die Suche nach Leuten, die in diesem Bereich Kompetenzen und Erfahrung haben, und es wurde eine Projektgruppe gegründet. Die Gründungsmitglieder des künftigen Stiftungsrats sind noch offen, jedoch haben sich Mitglieder aus der Projektgruppe für das Gremium zur Verfügung gestellt.

Mehr Kontinuität für das Schlossareal

Ziel der Stiftung ist es, das Schlossareal zu erhalten und weiterzuentwickeln. Gemäss dem Schlossverein kann die Gemeinde das Schlossareal zwar verwalten, sie verfügt jedoch naturgemäss nicht über die personellen, finanziellen und zeitlichen Ressourcen, um das Areal langfristig zu erhalten und zu einem lebendigen Begegnungsort weiterzuentwickeln. Auch eine bessere Organisation und Koordination der verschiedenen Akteure rund um das Schloss ist geplant. So etwa mit der Burgerkorporation, die im Baurecht den Ramsteiner Turm, den Rosengarten und den Kräutergarten pflegt und bewirtschaftet sowie Führungen anbietet. Seit Jahren leistet sie einen grossen Beitrag zur Erhaltung und Aufwertung des Schlosses (siehe «Wochenblatt» vom 23. Juli 2026). Die Gemeinde würde weiterhin das Verwaltungsgebäude behalten. Im Gemeinderat finden über die Legislaturen immer wieder Wechsel statt. Dadurch geht Wissen verloren oder Prioritäten werden neu gesetzt. Mit einer Stiftung könnte Kontinuität geschaffen werden. Zudem würde sie als zentrale Anlauf- und Koordinationsstelle für das gesamte Schlossareal dienen und sämtliche Erhaltungs-, Sanierungs- und Entwicklungsprojekte mit der Denkmalpflege abstimmen.

Schloss Aarwangen als Vorbild

«Wir möchten mit einer touristischen Hinweistafel auf den historischen Ort aufmerksam machen. Um eine solche braune Tafel aufstellen zu dürfen, müssen die Vorgaben von Baselland Tourismus erfüllt sein», erklärt Fabio Formenton, Präsident des Schlossvereins. Zu den Vorgaben gehören unter anderem eine Verpflegungsmöglichkeit, regelmässige und kommunizierte Aktivitäten und vor allem eine öffentliche, hindernisfreie Toilette. Diese alleine würde bereits rund 150 000 Franken kosten – ohne Unterhalt. Eine Stiftung würde es ermöglichen, Fördergelder, Sponsoring sowie private Gönnerbeiträge zu sammeln. Eine Gemeinde hat diese Möglichkeiten nur eingeschränkt. «Es gibt zwei Arten von Stiftungen: jene, die bereits Geld besitzen und mit ihrem Stiftungszweck entscheiden, wen sie unterstützen, und jene, die gemäss ihrem Stiftungszweck Geld für ein bestimmtes Projekt sammeln», erklärt Niklaus Schwarb, Vorstandsmitglied und Berater des zukünftigen Stiftungsrats. Um die Basis für eine künftige Zusammenarbeit zu schaffen, wurden bereits erste Kontakte mit anderen Stiftungen und Institutionen zur Finanzierung aufgenommen.

Vorbild für das Projekt ist das Schloss Aarwangen. Nach langjährigen, erfolglosen Versuchen, das Schloss zu verkaufen, hat der Kanton Bern die Anlage unentgeltlich der zu gründenden Stiftung gewidmet. Seit dem 3. November 2020 hat diese über acht Millionen Franken gesammelt und das Schloss renoviert.

Entscheid liegt bei der Bevölkerung

Die Gemeinde Zwingen wird das Schloss nicht unentgeltlich abgeben können. 1993 erwarb sie das Schloss von der ehemaligen Besitzerin, der Papierfabrik Zwingen, für 3,9 Mio. Franken. «Die damalige Investition wird gemäss den gesetzlichen Vorgaben über die entsprechende Nutzungsdauer abgeschrieben und ist noch nicht vollständig abgeschrieben», so Ellenberger.

Es braucht nun zunächst eine offizielle Schätzung. Sie soll aufzeigen, welche Unterhalts- und Sanierungskosten in den kommenden Jahren tatsächlich anfallen. Dies soll im August stattfinden. Zudem prüft der Gemeinderat derzeit gemeinsam mit dem Kanton, welche Möglichkeiten für eine Überführung des Schlosses in eine Stiftung bestehen. Der Gemeinderat steht hinter der Idee einer Stiftung. Denn künftig könnten Unterhalts- und Sanierungsmassnahmen über Fördergelder finanziert werden und nicht über die Gemeindekasse.

Das entscheidende Wort liegt jedoch bei der Gemeindeversammlung. «Wir planen Ende Jahr einen Informationsanlass, um die Bevölkerung umfassend über die Vorteile der Stiftung zu informieren. Anschliessend soll an einer ausserordentlichen Gemeindeversammlung über den Antrag zur Gründung einer Stiftung abgestimmt werden», erklärt Vize-Präsidentin Myriam Born.

LAUFEN

Wenn Musik politisch wird

Das Kulturforum Laufen präsentiert am 4. September verdienstlicherweise «Das tragische Schicksal der Sonate Nr. 2» von Rabih Mroué und Linda Majdalanie: eine spannende, kaleidoskopische Performance.

Thomas Brunnschweiler

Starker Auftritt: Augustin Groz und Claudia Kottal im Stück um Chopins «Trauermarsch». FOTO: ZVG

Es geht in diesem Stück um Chopins «Trauermarsch» («Marche Funèbre») aus der Sonate 2. Der düstere, würdevolle und schlichte Trauermarsch wurde nicht nur bei Chopins Beerdigung gespielt, sondern auch bei der Beisetzung von Persönlichkeiten, die sich ideologisch völlig voneinander unterschieden: Churchill, Stalin, Tito, Arafat, Margaret Thatcher, Elisabeth II. und Hassan Nasrallah, dem Hisbollah-Führer. Das Stück, das in der Schweiz von Max Brand inszeniert wird, besitzt keine Handlung im klassischen Sinne. Es ist eher ein Hörspieltheaterabend über Musik, Macht und politische Symbolik. Es gibt immer wieder Stücke, die durch politische Vereinnahmung kontaminiert worden sind. In erster Linie sind hier Richard Wagners Werke zu nennen, aber auch Orffs «Carmina Burana», die von der NS-Propaganda vereinnahmt wurden. Selbst Beethovens 9. Sinfonie wurde von den Nationalsozialisten und von der DDR vereinnahmt und später als Eurohymne eingesetzt. Die «Internationale» lässt sich wiederum sowohl als Revolutionshymne als auch als Lied autoritärer kommunistischer Regime lesen. Das Autorenduo Mroué und Majdalanie untersucht im Stück über Chopins Trauermarsch, wie Musik von Macht und Ideologie instrumentalisiert werden kann und wie Trauerfeiern plötzlich zu politischen Inszenierungen werden. Die Hauptfrage ist die, ob damit die Musik nicht selbst beerdigt wird.

«Chopin ist nicht haram»

Leider war im Vorfeld zu dem vorliegenden Artikel Max Brand nicht erreichbar. Er ist Dramaturg für Theater und Tanz an der Kaserne Basel. Das Stück entstand ursprünglich in Kooperation mit den Wiener Festwochen und dem Volkstheater Wien. Es spielen Augustin Groz und die österreichische Schauspielerin Claudia Kottal, die vielen vom Fernsehen her bekannt sein dürfte (zum Beispiel «Blind ermittelt», «Tatort»).

Konkreter Ausgangspunkt des Stücks der beiden libanesischen Theaterleute ist das Begräbnis Hassan Nasrallahs. Chopin und eine islamistische Terrororganisation: Das ist ein klarer und unauflöslicher Widerspruch. «Chopin ist anscheinend nicht haram» (verboten, unrein), so heisst es im Stück. Neben Kottal und Groz ist Chopins Sonate die dritte Protagonistin des Stücks. Rein stilistisch mischt der Abend historische Episoden aus Chopins Leben, Berichte über berühmte Begräbnisse, Überlegungen zu Tod und Erinnerung sowie Livemusik. Dazu kommen humorvolle Dialoge und Streitgespräche sowie dokumentarisches Material. Der Abend zeigt, dass an sich ideologisch neutrale Musik politisch aufgeladen werden kann.

«Das tragische Schicksal der Sonate Nr. 2», Kulturforum Laufen, Freitag, 4. September, 19 Uhr.

GEDANKENSTRICH

Ich mag keinen Durchschnitt

Gaby Walther

Anfangs war ich begeistert von ChatGPT und anderen KI-Programmen. Ich staunte, was sie alles können. Tatsächlich staune ich auch heute noch. Daneben hat sich bei mir aber auch Ernüchterung eingestellt. Nicht nur, weil die Rechenzentren Unmengen an Energie und Wasser verbrauchen. Ressourcen, die wir Menschen nötig haben und nicht an Maschinen verschwendet werden sollten. Sondern ernüchtert bin ich auch deshalb, weil die Maschinen Durchschnitt ausspucken. Ausnahmsweise bin ich gleicher Meinung wie Magdalena Martullo, die in einem Interview sagte: «Die KI liefert immer mittelmässige Ergebnisse, die alle anderen auch haben. Allein damit überlebt man als Firma nicht.»

Tatsächlich ist dies das Prinzip der künstlichen Intelligenz. KI betreibt Statistik. Sie rechnet aus, mit welcher höchsten Wahrscheinlichkeit ein Ereignis oder ein Wort auf das nächste folgt. «Der Mond ist … rund.» Wer schreibt: «Der Mond ist eckig», wird korrigiert. Für die KI ist das ein Fehler. Tatsächlich kann das falsch sein. Aber vielleicht steckt auch eine Absicht dahinter. Eine verrückte Geschichte, wo der Mond plötzlich eckig geworden ist. Wer weiss!

Lese ich die Artikel im «Wochenblatt», erkenne ich meist schon nach wenigen Absätzen, wer sie geschrieben hat – ganz ohne Autorenzeile. Jede Journalistin und jeder Journalist hat einen eigenen Rhythmus, eigene Lieblingswörter, eigene Ecken und Kanten. Vielleicht ist das Ergebnis nicht immer das allerleserfreundlichste, aber der Text hat Charakter. Und Charakter ist bekanntlich selten Durchschnitt.

Habe ich eine Schreibblockade und keine Idee für eine Kolumne, lese ich die Texte von Max Küng, der wöchentlich im Magazin schreibt. Ich liebe seine Art zu schreiben. Sie inspiriert mich, ohne dass ich ihn kopieren will. Und kürzlich las ich einen Roman, in dem kein einziger Punkt vorhanden war. KI hätte das korrigiert und auch ich war anfangs ziemlich irritiert. Doch irgendwann kam ich in den Lesefluss. Am Ende gefiel mir das Buch gerade wegen seines formalen Eigensinns.

Natürlich gab es während der Schulzeit genug schwierige Bücher, die Pflichtstoff waren. Davon hätte ich mir eine KI-überarbeitete Ausgabe gewünscht. Beim Philosophen Kant gab ich nach einer Seite auf. Zu kompliziert, auch wenn sein berühmtester Satz motivieren würde: «Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!»

Zum Schluss habe ich diesen Text doch noch einer KI zur Überarbeitung gegeben. Ein paar sprachliche Vorschläge habe ich übernommen, denn Durchschnitt kann manchmal auch besser sein. Am Ende soll der Name in der Autorinnenzeile aber wirklich mich meinen und nicht irgendjemanden. So darf dann auch meine Art zu schreiben gefallen oder eben auch nicht. Lieber Kanten und Ecken als Langeweile. Den vorgeschlagenen Schluss der KI fand ich sogar blöd.

Und auf meine Frage an KI, was sie zu meinem eigenen Schluss meint, schrieb sie Folgendes: «Mir gefällt dein Schluss deutlich besser als meiner.» Aha!